

Die neun Köpfe der Hydra

Impressum:

Titel: Die neun Köpfe der Hydra – Polit-Thriller aus dem alten Berlin (West)

Autor: Gerhard Weil

Verlag: epub im Eigenverlag,

c/o Dr. Gerhard Weil, Alt-Lichtenrade 52a, 12309 Berlin

gerhard.drweil@arcor.de

Veröffentlichungsform: Veröffentlichung über die Homepage:

www.gerhard-weil-berlin.de

kostenloser Bezug über gerhard.drweil@arcor.de

Rechte: © Copyright Dr. Gerhard Weil

Erstveröffentlichung als epub: Berlin 2013

Umschlaggestaltung: Dr. Gerhard Weil unter Benutzung einer Grafik „The Hydra, guardian of Lake“, library.hinkquest.org, Oracle ThinkQuest, Education Foundation

Kapitelfolge:

1. 01. Prolog
2. Abrissbirne
3. Löwenhöhle
4. Brandenburghalle
5. Einflugschneise
6. Otto Fürst von Bismarck über seinen Nachfolger
7. Bürgeraktion
8. Baumstammfräse
9. Pressespiegel
10. Serda
11. Drohbrief
12. Rendezvous
13. Feudalsystem
14. Vermahnung
15. Alibi
16. Untersuchungsbericht
17. Transatlantiktörn
18. Aus dem Senat
19. Schreibtischwechsel
20. Aufsicht
21. Abschiedsbrief
22. Strafanzeige
23. Herpetofauna von Berlin (West)
24. Oberstaatsanwaltantwort
25. Hochglanzfotos
26. Pistole
27. Löwenhöhle II
28. Global 2000- Der Bericht an den Präsidenten
29. Löwenhöhle III
30. Kriminalhauptkommissar Schwelmer
31. Rechtsgarantien bei Freiheitsentziehung
32. Augenklappe I
33. Richtfest
34. Augenklappe II
35. Vertreibung
36. Ehrensache
37. Sonstige Zuwendungen an Amtsträger
38. Liebesnacht
39. Für eine gläserne Verwaltung
40. Epilog

1. Prolog

Wenn Sie im Fernsehen einen Krimi einschalten, erleben Sie seine oft blutige, actionreiche Kriminalität, bei der es um Geld, Gold, Kunst- Schätze, Waffen oder Rauschgift geht. Im wirklichen Leben richtet sich das Interesse der Kriminellen wohl eher auf Grundstücke, Gebäude oder Fabriken, Dinge, die nicht verborgen werden müssen. Kein Schuss fällt dabei, statt Blut fließt in der Regel Tinte und die „Action“ kommt aus der Aneinanderreihung von Paragraphen!

Die nachfolgende Geschichte ist leider nicht durchgehend frei erfunden, sondern basiert in vielen Bereichen auf Tatsachen, in anderen auf plausiblen, aber bis heute unbewiesenen Vermutungen. Das in der Diskussion stehende Bauvorhaben war als Projekt Nr. 22 Ermittlungsgegenstand eines Untersuchungsausschusses des (West-)Berliner Parlamentes „zur Aufklärung der Hintergründe von öffentlichen Entscheidungen im Berliner Bau- und Grundstücksbereich“. Durch den während der Untersuchung eingetretenen Tod des verantwortlichen Bauunternehmers konzentrierten die Abgeordneten ihre Arbeit von dem Zeitpunkt an auf andere der insgesamt 35 untersuchten Projekte und kamen dabei im Zwischenbericht und im Abschlussbericht zu Ergebnissen, die sachkundige Leser mehr erschauern lassen, als es die Lektüre von Kriminalromanen in der Regel zu bewirken vermag.

1. Rebknorze

Die Weinstube „Rebknorze“ wurde wie an Sonntagen üblich beinahe pünktlich um 18 Uhr geöffnet und Joachim Frost bearbeitete bereits - ohne großen Elan - einige etwas milchige Römergläser mit einem blau weiß karierten Handtuch (in die Spülmaschine musste wohl wieder Salz eingetrichtert werden), als sein Freund Detlef Gehrman in den Windfang des mit alten Kanapees, Sesseln und Stühlen, teppichartigen, unerwartet weichen Tischdecken sowie zahllosen Grafiken ausgestaffierten Lokals eintrat. Detlef erschien als erster Gast fast jeden Sonntag um diese Zeit, nie ohne mit gespielter Verzweiflung zu bedauern, dass er sein Getränk jetzt leider bezahlen müsste, während er früher als Reihenhausnachbar stets von Joachim eingeladen wurde, was dessen Wegzug so alles bewirkte!

Diesmal fehlte das fröhliche Grinsen aber völlig in Detlefs breitem Gesicht unter dem schütter gewordenem Haaransatz, der dem mittlerweile selbständig tätigen Bauingenieur den möglicherweise notwendigen Hauch von Seriösität und Zuverlässigkeit in der Baubranche verlieh.

„Achim, Du solltest endlich die anständige Berliner Tageszeitung lesen, die alle An- ständigen abonniert haben, statt einem auf Berliner Ebene hochgejubelten Vorstadtblatt die Treue zu halten. Von Deinem Festhalten an einer hessischen Stadtzeitung, die Du als Student bestellt hattest, wollen wir lieber gar nicht erst reden, das ist ja nun völlig unberlinerisch“

Nee, nicht schon wieder das, die Zeitung kann sich wieder bei mir melden, wenn sich da mal ein Betriebsrat halten kann, ohne vorher schon entlassen zu sein.“ „Wenigstens am Sonntag ist sie lesenswert! Die haben die besten Todesanzeigen . . . die ganze Stadtprominenz! Das ist wie bei der alliierten Parade. Wenn im Anzeigenteil zu der trauernden Familie noch ein Unternehmensvorstand oder so kommt, weißt Du mit Gewissheit, der/die war wirklich prominent, Du kanntest sie bloß nich'. Aber Du Ignorant bringst mir noch nicht mal' n Bier. Solltest lieber mit mir um den Tod eines Mannes trauern, dem Du viel zu verdanken hast, sehr viel sogar. Der Arme starb im Alter von 47 Jahren, drei riesige Anzeigen, ich hab, sie Dir mitgebracht, und Du Unwissender läufst ohne schwarze Krawatte durch Deine Pinte, wo `s noch nich' mal Bier vom Fass gibt.“

Nun konnte Detlef Gehrman froh sein, in dieser Weinstube wenigstens ein Flaschenbier -

Silberhals versteht sich - serviert zu bekommen, das Joachim ächzend, dank seines ungeachtet breiter Schultern ansehnlichen Bauches - zweimal wöchentlich Judotraining halfen gegen permanente Kalorienzufuhr in fester und flüssiger Form nur begrenzt - beim Vorbeugen in die unteren Winkel des Kühlschranks für Bier und alkoholfreie Getränke hervorkramte. „Es haben selbst im verpennten Bezirk Tempelhof genügend Kneipen mit Bier vom Fass zu jeder Zeit geöffnet, nur zu Jungs" pflegte er hartnäckigen Bierfans zu antworten, die Flaschenbier zweitklassig fanden. „Aber wenn Ihr Euch schon in eine Weinstube verirrt, reicht Flaschenbier zum Durstlöschen alle Male!" „Dann abonniere doch einfach nur die Todesanzeigen, sind sowieso spannender als die Nachricht, dass der Präsident von Burundi nach Obervolta zum Staatsbesuch geflogen ist." Detlef hatte die kleine Schaumkrone vom Bierglas geschlürft und griff in seine Blousontasche, in der die ausgerisene Seite 10 der Sonntagsausgabe zusammengefaltet steckte.

Tatsächlich, drei Anzeigen für Fritz Schreiner, wie Joachim mit einem Blick feststellte, zwei von der möglicherweise zerstrittenen Familie, die dritte:

„Der Gründer der Fritz Schreiner Unternehmensgruppe, unser Alleinaktionär und Aufsichtsratsvorsitzender

Herr Fritz Schreiner

ist am 10. Dezember 1987 im Alter von 47 Jahren verstorben. Erschüttert und in tiefer Trauer

Aufsichtsrat und Vorstand der Fritz Schreiner Holding AG

und die Mitarbeiter der Konzerngesellschaften Berlin - Dahlem.

Wir werden das Andenken an Fritz Schreiner stets bewahren. "

„Der erste Tote in einem langjährigen Kriminalfall. Starb wohl im Bett. Das ist der Unterschied zu seinen Kollegen in Italien", war Joachims einziger Kommentar, den er aus dem blond - grauen, struppigen, an einen Drahthaardackel erinnernden Vollbart raus- nusichelte.

„Der brät jetzt in der Hölle, in der Westhölle hoffentlich!"

„Ja, wenn der dort nicht schmurgelt, kannst Du Dich freuen, dann gibt es nämlich gar keine Hölle", konterte Joachim.

„Was ist los, alter Sack? Willste' s nich' noch mal versuchen, Budiker, ist doch nun ein Baulöwe weniger?" machte Detlef, durchaus ernsthaft, den mittlerweile an seinem Rheingau-Riesling nippenden Mann hinter dem Tresen an.

Statt einer Antwort wollte Joachim wissen: „Sagt Dir der Name Hydra etwas?"

„Na hör' mal, seit ich mit Anna, der Frau Deines Ex-Freundes zusammenlebe, weiß ich gar nicht mehr, wie Nutten aussehen! Hydra, das ist doch so 'ne Selbsthilfeorganisation von Berliner Prostituierten. Haben die nicht im Februar 'nen Ball im ICC veranstaltet und der christlich - konservativen Familienministerin Ehrenkarten zugeschickt? Gott, war das der Frau peinlich. Aus Berlin kam wenigstens 'nen Staatssekretär."

„Quark, vom Studium der griechischen Sagen seid Ihr wohl bei der Ingenieursausbildung per Attest befreit worden?"

„Mann, einmal Lehrer, immer Lehrer- selbst als Kneipenbesitzer! Ein Leben lang wirste von solchen Typen verfolgt. Sind wir denn in diesem Schuppen bei Wim Toelke, oder wie?"

„Hydra, mein Lieber, heißt griechisch Wasserschlange; das Wort Hydrant sagt dem Herrn Bauingenieur wohl auch nichts? Na, jedenfalls hieß so in der Mythologie der alten Griechen ein neunköpfiges Seeungeheuer, dessen Köpfe immer wieder nachwachsen, wenn ein Held sie mit dem Schwert abschlug. Herakles hat sie, die Hydra von Lerna, durch Ausbrennen der nachwachsenden Köpfe getötet. Neun Köpfe könnte hinkommen, aber ich heiße Joachim." „Mit anderen Worten, Du hast aufgegeben, auch wenn die Würmchen Deinen Gegner aufmummeln. Bei Dir reicht' s eben gerade noch zur unaufgeforderten Belehrung unschuldiger Weinstubenbesucher, Herr Seminardirektor Ade! Übrigens, Deine Dir noch immer angetraute Frau Heike hat mir bei BOLLE er- zählt, Du planst die Durchführung eines Weinseminars in diesem Etablissement. Willst

Dich wohl künftig mit „Herr Weinseminardirektor“ anreden lassen?"

Joachim verzog etwas gequält das von einer spinnenwebartig, rötlich geäderten Nase unter der Hornbrille geprägte Gesicht:

„Die meisten Berliner sind von den gezuckerten Spätlesen immer noch nicht runter, der Schwefel in diesen zweifelhaften Tröpfchen macht ihnen Kopfweh - und dann saufen sie weiterhin das eher bekömmliche Bier und Wotti, statt in meiner „Rebknorze“ die traumhaft trockenen Rheingau-Rieslinge, Franken-Silvaner und Württemberg-Trollinger zu verkosten! Aber das wirst Du Hopfensack nie kapieren. Heike bei BOLLE, so, so!"

Fakt war: Sechs Monate nach Eröffnung der „Rebknorze“ hatte ihn Heike, nicht unangekündigt, verlassen. All die Jahre hielt sie in seinen schweren Zeiten zu ihm. Aber sie als Lehrerin in Kreuzberg mit dem Vormittagsjob und er jeden Abend, besonders am Wochenende, im Weinlokal, da verblieb keine gemeinsame Zeit - und die wurde von ihr konsequent und wohl nicht zu Unrecht bei all den gemeinsam erlittenen Verletzungen eingefordert. Schließlich verkauften sie - nicht sehr gewinnbringend - das Reihenhaus neben Anna und Detlef - und Joachim zog in die Zweizimmerwohnung, die schräg über seiner „Rebknorze“ käuflich zu erwerben gewesen war.

Sie spricht noch von mir - dachte Joachim, der Typ, mit dem sie zusammenzog, scheint auch nicht den Rufnamen Herakles im Personalausweis zu haben.

Nein, Achim, der Kämpfer, der Michael Kohlhaas, der existierte nicht mehr. Auch wenn Schreiner, gerade drei Jahre älter, aber so meilenweit erfolgreicher, ins Gras gebissen hatte - er war müde, fühlte sich eher an Hiob erinnert - den kannte er noch aus seiner Zeit als evangelischer Jugendgruppenführer - lange war das Engagement her. Hiob statt Herakles! Schon wieder dieses Selbstmitleid!

Leben wollte er noch, genießen: Essen, Wein, Bücher - Frauen? Vielleicht. Menschen in normalen Situationen begegnen! Der Prinz Eisenherz in ihm, der selbstlose Kämpfer für Gerechtigkeit, das lag weit zurück, wie eine alte Jugendliebe, obwohl - ja, obwohl keine drei Jahre dazwischenlagen.

„Was heißt hier übrigens Weinstubenbesitzer? Ich bin, das solltest Du mittlerweile wissen, hier nur der Geschäftsführer. Mein Adoptivsohn ist der Besitzer. Als Vorbestrafter kann ich keine Kneipenlizenz bekommen, nicht einmal das, Du Klugscheißer!"

2. Abrissbirne

Fritz Schreiner, wann bin ich diesem Namen zum erstenmal begegnet? Na klar, am „Kiefernhaag“; vor dem Abrissbirnenkran stand sein Name auf einem Bauschild, erinnerte sich Joachim, während er, mit Blick auf das inzwischen recht gut gefüllte Lokal, zu der bestellten Käseplatte ein Delikatessgürkchen aufschnipselfte.

Christian Wolter, eifriger, auf Baufragen spezialisierter Redakteur einer Stadtteilzeitung, hatte ihn eine Stunde vorher angerufen: „Sag mal, Du Nachtwächter! Seit Du in Deinem langweiligen Bezirk nicht mehr Bezirksverordneter bist, schnallst Du wohl überhaupt nichts mehr. Da reißen sie ganze Sanatorien, direkt unter Deinem Hintern, ab, und Du schaukelst Dir die Nüsse, oder wie?"

Das war die freundliche Einleitung von Christians Telefonat.

„Wir Journalisten machen aufwendige Recherchen, und wenn's den Lokalpolitikern in die große Linie passt - eigene Leute offensichtlich auch nicht gefährdet scheinen - dann wird wichtigtuertisch eine Anfrage im Bezirksparlament gestellt, die nur beweist, dass die Lokalmatadoren das Lesen des Lokalteils von Zeitungen noch nicht ganz verlernt haben. Aber was red' ich, Dich hat der Wähler ja mit 4,7% von der Notwendigkeit entbunden, weiterhin schwachsinnige Anfragen und Anträge zu stellen, die zu 95% nichts bewirken und absolut keine Bürgerseele rühren.

Doch als Bezirksoberguru Deiner Abspalterpartei - Demokratische Liberale, der Champagner unter den **Sekten** - könntest Du Dich mal an den Stadtrand, nach Lichtenrade, zum „Kiefernhaag“, bewegen. Wenn Du Dich beeilst, kannst Du das Symbol unserer Stadt, die Abrissbirne, gerade

noch in voller Aktion bewundern, Du Schlafmütze! Über die Hintergründe werde ich Dir, ausnahmsweise, die vorletzte Nummer unserer Stadtteilzeitung - zu Werbezwecken versteht sich - zuschicken, weil Du die Zusammenhänge garantiert nicht raffst, das ist nämlich Profiarbeit. Tschüß!" Daraufhin hatte sich Joachim, vom Anruf immer noch etwas irritiert, aufs Torpedo- Dreigangfahrrad gehievt und war knapp zehn Minuten zum „Kiefernhaag“ getreten, der auf der früher Berlin mit Dresden verbindenden Chausseestraße schon von Weitem an der feinpulverigen Mörtelstaubwolke zu erkennen war.

Hinter einem weißlackierten Holzzaun mit geschwungener Rotsteineinfassung dieselte ein blaues, baggerartiges Gerät mit einem zielstrebigem, hoch aufragenden Kranarm, der kunstvoll an starken Trossen eine beachtliche Stahlbirne in eine über Klinkerfassaden stehende Fachwerkwand schlenzte, die darauf teils in einer Staubwolke zerbröselte, teils mit elastischen Holzbalken, die nur ansplitterten, für Sekunden hoffnungslosen Widerstand leistete.

Etwa zehn Anwohner und der zuständige Kontaktbereichsbeamte der Polizei (KOP) verfolgten kopfschüttelnd die bravouröse Vorstellung des Baggerführers.

In dem Augenblick, als die Birne in einem weiten Schwung ein gelblich weißes Stahlrohrbett, das bei Krankenhäusern und Sanatorien so typisch und abstoßend ist, aus dem ersten Stock in den Vorgarten fegte, meinte Joachim bei den Zuschauern Protestgemurmel zu vernehmen: „Noch nicht mal die Krankenzimmer haben sie ausgeräumt.“

Da kann man geradezu froh sein, dass sie gestern die Krankenheiminsassen noch rausgeholt und mit Fahrzeugen auf andere Anstalten verteilt haben. Eine Schande ist das, wie mit den alten Leuten umgesprungen wird.“

„Hier baut die Fritz Schreiner Holding AG den Wohnpark „Kiefernhaag“ mit 260 Eigentumswohnungen, gefördert durch das Land Berlin, inmitten märkischer Natur in ruhiger Wohnlage

Verkauf: Wohnungskauf Kommanditgesellschaft Fritz Schreiner, Berlin - Dahlem“

stand unter einem farbigen Lageplan, der das acht Hektar große Grundstück mit den zweigeschossigen Wohnblöcken inmitten des Kiefernwaldes, bzw. der übriggebliebenen Reste darstellte. Gestern ausquartiert, heute abgerissen, morgen abgeholzt, da hat aber jemand ein schlechtes Gewissen und Angst vor Grünen und Umweltschützern - überlegte Joachim. Aber Umweltschützer wohnten kaum hier draußen, direkt an der Mauer, hinter der sich die richtige märkische Landschaft geruhsam ausbreitete, falls man den breit gepflügten Todesstreifen, den Vorzaun und die Betonwachtürme übersehen konnte.

Einen Augenblick dachte Joachim daran, den KOP nach der Abrissgenehmigung zu fragen, doch dann merkte er, wie lächerlich bürokratisch - deutsch und chancenlos solch ein Schritt sein würde - und so bestieg er sein Fahrrad und fuhr davon.

3. Löwenhöhle

Irmgard Wolf fing vor Aufregung an zu schwitzen und ihr Hals wurde von unten nach oben mit breiten, unverkennbaren roten Flecken überzogen: Heute kam hoffentlich endlich die Stunde, auf die sie seit einem halben Jahr hingearbeitet hatte, das möglicherweise entscheidende Verkaufsgespräch über ihr ererbtes, acht Hektar gleich 80000 qm großes Grundstück.

Unsicher musterte sie die überaus gepflegte und dezent modisch gekleidete Chefsekretärin in dem großzügig geschnittenen und mit Hydrokulturlpflanzen geschickt aufgeteilten Vorzimmer, in dem außer dem computerbewehrten Arbeitsplatz der „Vorzimmerdame“ noch ein moderner Fotokopierer, Aktenschränke und eben die bequeme Sitzgruppe mit den niedrigen Beistelltischen und drei Sesseln verteilt waren, in der Frau Wolf nun schon eine Viertelstunde wartete.

Was hatte sie nicht alles seit dem Tod ihres Vaters und dem Eintreten des Erbfalles im Hinblick auf das Sanatorium „Kiefernhaag“ unternommen, um die Ansprüche ihrer beiden in Westdeutschland lebenden, jüngeren Brüder als Miterben zu befriedigen. Sollten die sich doch um den Verkauf des Objektes kümmern, statt nur nach Geld zu rufen! Und dann kommt noch der Staat mit der Erbschaftssteuer, wer sollte das alles aus den 225000,- DM Gewinn finanzieren, die das alte Sanatorium immerhin noch jährlich abwarf.- Dabei hatte ihr seeliger Vater, Martin Wolf, bis zuletzt versucht, den ganzen „Laden“ zu vernünftigen Bedingungen abzustoßen und so wenigstens ein Teil der lästigen Erbschaftssteuer zu umgehen. Erst hatte er in der „Caritas“ auch einen potenten und interessierten Träger gefunden, der allerdings neben Sanierungsmaßnahmen bei den Altbauten auf dem großen Gelände noch einen Krankenhausneubau für Akutkranke für notwendig hielt. Doch entsprechende Nachfragen bei den diversen Bezirks- und Landesbehörden ergaben, dass mit einer Baugenehmigung wegen des Eingriffs in das gewachsene ökologische Umfeld innerhalb des recht großen Geländes nicht zu rechnen war. Auch Interventionen ihres Vaters, der auf den relativ kleinen Umfang der Neubautätigkeit und Rentabilitätsargumente hinwies, vermochten die staatlichen Stellen nicht umzustimmen und so zog sich die „Caritas“ zurück. Bis zu seinem Tode, ein Jahr später, gelang es Martin Wolf nicht mehr, unter den neuen Bedingungen einen anderen Träger zur Übernahme zu ermuntern.

Aus diesem Grunde bemühte sich Irmgard Wolf auch gar nicht erst um die Weiterführung des Sanatoriums, dessen eigentlich akzeptable Rendite unter den gegebenen Umständen keine Lösung darstellen konnte. Aber wie war andererseits ein riesiges Grundstück als Bauland zu verkaufen, das im Flächennutzungsplan als Gemeindebedarfsfläche bzw. als Krankenhausstandort ausgewiesen ist? Wer konnte dafür 20 oder 25 Mio. DM ohne die Gewissheit hinblättern, diese Riesensumme innerhalb kürzerer Zeit, z.B. durch öffentlich geförderten Wohnungsbau, gewinnbringend wieder einzuspielen? Als einziges Verkaufsargument von ihrer Seite konnte der (noch) bestehende Baunutzungsplan aus den sechziger Jahren erhalten, der vom Land Berlin nach dem Mauerbau zu einem Zeitpunkt entwickelt wurde, als die Stadtplaner den Westen der Stadt in einer Orgie des Größenwahns mit einem Netz von Stadtautobahnen einerseits, mit Sanierungs- und Neubaugebieten andererseits buchstäblich bis an ihre Grenzen verprojektierten. Diesen Baunutzungsplan nahm deshalb zu einem Zeitpunkt kein Fachmann mehr ernst, als auf Bundesgesetzesebene langwierige Bürgerbeteiligungen in aufwendigen Bebauungsplanverfahren Vorschrift wurden. Welcher Bauträger hatte bei den Behörden soviel Einfluss und Geschicklichkeit, die Änderung des Flächennutzungsplans und gleichzeitig die Zustimmung zur Bebauung ohne Bebauungsplan allein auf der Basis des Baunutzungsplans von 1964 als knapp legalen Weg durchzusetzen? Und dies alles auf einem zu drei Vierteln unbebauten Riesengrundstück, das selbst die Behörden auf allen Ebenen - wohl nicht ganz zu Unrecht - als Naturreservat anzusehen begannen!

Während nämlich das Wäldchen auf der anderen Seite der ehemaligen Ausfallstraße, auch von der Mauer begrenzt, trotz der offiziellen Ausweisung als Naturschutzgebiet, durch die Übernutzung der Sonntagsspaziergänger, Jogger und Hundehalter empfindsameren Lebewesen als Amseln, Eichhörnchen und Krähen keinen Lebensraum mehr bieten konnte, ließen sich offenbar zahlreiche Vogel-, Amphibien- und Säugetierarten auf dem privaten Sanatoriumsgelände von den Kurzwanderungen der Sonntagsbesucher bei den zumeist bettlägerigen Alten auf dem weiten Gelände wenig stören.

Und unter solchen Bedingungen sollte sie einen finanzkräftigen Käufer finden. Die Rechtsanwälte ihrer Brüder hatten da schöne Briefe schreiben können, die Arbeit damit kam allemal auf sie selbst zu!

Die Chefsekretärin wurde von der Gegensprechanlage von ihrem nur mühsam kaschierten, spöttischen Blick auf die gediegene, aber völlig altmodische Lederhandtasche abgelenkt, die sich auf den schwarzen Kostümrock der Frau Wolf befand, und ging eilig durch die dunkle Mahagoni-doppelflügeltür, die offensichtlich in Schreiners Chefzimmer führte.

Wenn er mich mit langer Warterei müde machen will, der Herr Bauunternehmer Schreiner, so ist er schief gewickelt, dachte Irmgard Wolf, schließlich hatte sie sich zu seiner Person etwas umgehört: Bevor Schreiner als neuer Star unter den führenden Bauunternehmern nach Berlin

kam, errichtete er in Rheinland-Pfalz mehrere Kurkliniken, die er anschließend an Staatsbadgesellschaften verpachtete. Das machte ihn für die dort regierenden Christkonservativen zum zuverlässigen Geschäftspartner und zum Dank erhielt er von der Landesregierung einen 33% Anteil an der Konzession der neuen Spielbank in Mainz, unter Branchenkennern eher beneidet als „Lizenz zum Gelddrucken“. Schreiner, der aus seiner Nähe zu den Christkonservativen nie einen Hehl gemacht hatte, stieg in die Berliner Szene 1981 mit einer Wahlanzeigenkampagne zugunsten der Opposition ein und warf den Sozialdemokraten Misswirtschaft vor. Nach der erfolgten politischen Wende in der Stadt war Schreiner natürlich „in“ und begann eine Reihe spektakulärer Bauvorhaben.

Dieser Mann, das war Irmgard Wolfs feste Überzeugung, war einer der wenigen Unternehmer in der Halbstadt, die über genügend Kapital, fachliche Erfahrung und vor allem die notwendigen politischen und administrativen Verbindungen verfügten, um ihren eigentlich in Zeiten verstärkter Bürgerbeteiligung hoffnungslosen Fall für alle Beteiligten in ein renditeträchtiges Vorhaben umzuwandeln.

Irgendwelche Skrupel verspürte Frau Wolf dabei nicht, schließlich saßen ihr das Finanzamt und ihre zwei Miterben im Nacken und die chronisch Kranken im Sanatorium würden schon vom Staat anderweitig untergebracht werden. Außerdem, sollte nicht auf dem Gelände dringend benötigter Wohnraum entstehen, war der Verkauf nicht eigentlich dem Allgemeinwohl förderlich und was waren dagegen schon ein paar „Lurchis“?

Geräuschlos wurde von innen die Mahagonitür geöffnet und die adrette Dame bat Frau Wolf hinein: Vor einer breiten Wand mit Büchern und Rechtsvorschriften saß Fritz Schreiner auf seinem mit Bauzeichnungsrollen bedeckten Schreibtisch, einen sorgfältig angespitzten Bleistift in der Linken, die Rechte zur Faust geballt in die Hüfte gestemmt. Er trug eine graue Flanellhose und unter dem dunklen Blazer ein hellblaues Hemd mit einer dezenten Tweedkrawatte. Obwohl erst Anfang vierzig, war Schreiners korrekt gescheiteltes Haar silbergrau und sein unauffällig freundliches, ovales Gesicht sowie die strahlend blauen Augen ließen auf keinerlei Härte im Umgang mit Mitmenschen schließen. Eilig erhob sich der Konzernchef und begrüßte Frau Wolf mit einer höflichen Entschuldigung für die leider unvermeidliche Wartezeit. Nachdem Schreiner beiden aus einem Krug jeweils ein Glas Orangensaft an dem großzügigen Besprechungstisch eingegossen hatte, kam er ohne viele Umschweife auf den Kern der Verhandlungen: „Frau Wolf, Sie wissen, wie schwer eine rentable Bebauung Ihres Grundstückes gegenüber den Behörden, aber auch bei potentiellen Kommanditisten zu realisieren sein wird, denn Sie und Ihr Herr Vater haben in der Vergangenheit in dieser Hinsicht schon so einiges unternommen, das letztlich zum Scheitern verurteilt war. Wenn ich demzufolge das Grundstück erwerbe, gehe ich ein selbst für einen risikofreudigen Unternehmer, wie ich es sicher bin, sehr großes finanzielles Wagnis ein. Die städtebaulichen Begleitumstände rechtfertigen deshalb keinesfalls Höchstpreise, das werden Sie verstehen. Dabei lasse ich die Gefahr des Engagements von professionellen oder selbsternannten Umwelt- oder Naturschützern einmal noch außer Acht! Unter Berücksichtigung dieser wenig günstigen Voraussetzungen erscheint mein Angebot von 250,-DM pro Quadratmeter, zahlbar à conto nach Eintragung ins Grundbuch, außerordentlich fair.“

Irmgard Wolf jubilierte, er hatte tatsächlich angebissen! Sie ließ sich jedoch ihre Freude nicht anmerken, legte ihr Gesicht, ganz Geschäftsfrau, in Sorgenfalten (die roten Hektikflecken am Hals waren bereits verblasst) und begann eine längere Feilscherei, die schließlich in die glatte Kaufsumme von 20 Millionen bei Übernahme aller Gebühren für die Transaktion durch die Verkäuferin mündete.

Ein vorbereiteter Vorvertrag wurde unterzeichnet und triumphierend mit der alten Lederhandtasche schwenkend ging Frau Wolf an der Chefsekretärin vorbei zum Treppenhaus.

4. Brandenburghalle

Besorgt auf die Uhr schauend, ging Thomas Poch, Persönlicher Referent von Gesundheitssenator Dr. Funk, auf das Ende der mit dicken Teppichen belegten und mit Gemälden märkischer Landschaften geschmückten Parlamentsvorhalle, genannt Brandenburghalle zu. Rechts hinter der letzten, in den Sitzungssaal führenden Flügeltür, neben der ein Stehpult zur Eintragung der Anwesenheit der Volksvertreter aufgebaut war, führte eine unscheinbare Tür in einen Gang, von dem man unauffällig die Stirnseite des Sitzungssaales mit dem Präsidiumshochsitz und den geteilten Senatsbänken erreichen konnte. Poch trat leise an seinen Senator heran und drückte ihm eine rote Mappe mit vielen kleinen Kästchen und der fett gedruckten, umrandeten Aufschrift **Eilt!** sowie einem angeklammerten Zettel mit **Termin mit Stadtentwicklungssenator Dürr 18.30 Uhr wg. Kiefernhaag** in die Hand. Dürr war Rechtsliberaler und hatte sich vom Glückwunschkartenvertreter über den Fraktionsvorsitzenden ohne erkennbare Qualifikation auf den Senatorenposten hochgekämpft. Senator Dr. Funk beugte sich nach vorne, um in Dürres Gesichtsfeld zu gelangen und machte mit der roten Aktenmappe in Richtung Hinterausgang wedelnde Bewegungen, die offenkundig erfolgreich waren, denn beide Senatoren verließen während der lahmen, hochschulpolitischen Abgeordnetendebatte völlig unbemerkt und von Poch begleitet den Brennpunkt der Berliner Demokratie. Zielsicher steuerten sie die rechts hinter der Brandenburghalle liegende Kantine an, in die Lautsprecher die Debatte übertrugen und Spezialklingeln bevorstehende Abstimmungen ankündigten - eine Installation, die schon manche Regierungsmehrheit gerettet hatte, denn gewöhnlich befanden sich in der Kantine wesentlich mehr Volksvertreter und Regierungsmitglieder als im Sitzungssaal, nicht gerechnet die zahlreichen Beamten, die von ihren Chefs an langen Sitzungstagen zu Besprechungen einbestellt wurden.

In einer Ecke der modernisierten Kantine saß bereits Oberregierungsrat Freder aus der Stadtentwicklungssenatsverwaltung, der ebenfalls mit einer roten Mappe, außerdem aber mit einem dicken Aktenordner bewaffnet war. Nach der gegenseitigen Vorstellung und Begrüßung, und nachdem Senator Dürr mit lauter Stimme die Getränkewünsche aller Gesprächsteilnehmer an die aufmerksame Bedienung weitergegeben hatte, kam er auch ohne Umschweife zum Kern der Verhandlungen: Der Gesundheitssenator sollte für den Flächennutzungsplan den Standort „Kiefernhaag“ als Krankenhausstandort in der Gemeinbedarfsfläche aufgeben. Das Gelände wäre nunmehr an einen der Regierung, namentlich der Partei Dr. Funks, nahestehenden Baugroßunternehmer, Herrn Schreiner, übergegangen, der jedoch ohne Flächennutzungsplanänderung weder bauen noch öffentliche Zuschüsse erhalten könne.

„Das ist halt das viel gelobte unternehmerische Risiko, da muss man sich vor einem Millionenkauf schlau machen. Jetzt kann doch Schreiner das Sanatorium weiterführen, es wirft nach meinen Unterlagen sogar Gewinn ab und Sanatoriumsplätze werden auch in Zukunft bei der Altersstruktur unserer Stadt benötigt. Ich sehe nicht ganz ein, warum unsere Verwaltung dieser Maßnahme zustimmen soll. Bloß weil der Mann meine Partei im Wahlkampf unterstützt hat? Wir sind doch keine Bananenrepublik!“ erwiderte Dr. Funk fast verärgert. Das aufgedunsene Gesicht unter der etwas unmodernen Brille von Senator Dürr rötete sich deutlich und er begann mit unangenehm lauter, schnarrender Stimme loszubelfern: „Ich habe mir solch eine Reaktion fast denken können, dass Sie Ihr Fachverwaltungsinteresse mal wieder über gesamtpolitische Erwägungen stellen. Mit Herrn Schreiner habe ich schon zweimal gesprochen, beim letzten Mal auf einem Senatsempfang, da wurde mir auch vom Chef der Senatskanzlei dringend ans Herz gelegt, die Angelegenheit „Kiefernhaag“ so schnell und unbürokratisch wie möglich über die Bühne zu bringen - und da behindert mich gerade noch ein Christkonservativer! Freder, die Akte Krankenhauserweiterung Reinickendorf, bitte! Ah, ja, danke...hier: Wir sind von Ihrer Verwaltung gebeten worden, das planungsrechtliche Verfahren für die Erweiterung und Sanierung dieses Krankenhauses in ungewöhnlich kurzer Zeit zu veranlassen und in Auseinandersetzung mit dem Bezirk und einer anliegenden Firma durchzusetzen. Bei unseren bekannt knappen Personalressourcen und der vorliegenden Aufgabenfülle kann ich Ihnen für diese Legislaturperiode da wenig Hoffnungen machen, zumal bei erkennbar mangelnder Kooperationsbereitschaft. Schade, dabei wollen doch wir alle mit deutlichen Erfolgen vor unsere Wähler treten!“ Langsam wurde Senator Dr. Funk klar, mit welchen Eigenschaften aus der freien Wirtschaft es Dürr bis zum Senator gebracht hatte. Ihn

widerte dieses Spiel an, aber sein Gegenüber hatte unverkennbar das bessere Blatt und er konnte bei Abwägung beider Projekte kaum anders, als den Reinickendorfer Erweiterungs- und Sanierungsbau zu bevorzugen, schließlich ging es hier um wesentlich mehr und dringender benötigte Krankenbetten. „Also, Sie haben mich mit Ihren letzten Ausführungen erstaunlich schnell überzeugt. Politik soll ja angeblich die Kunst des Möglichen sein - und die Erhaltung des kleinen Sanatoriums „Kiefernhaag“ scheint bei dieser Interessenkonzentration nicht mehr möglich Die Verlegung der Insassen ist wohl organisierbar. Wie kann man bloß da ganz draußen Wohnungen bauen! Nun, nicht mehr mein Problem. Ich nehme an, Herr Kollege, Ihr Herr Freder verfasst ein Gesprächsprotokoll - das wird dann mein Büro mit der Zustimmung zur Flächennutzungsplanänderung bestätigen. Kommen Sie, Poch, und schönen Dank für Kaffee und Cognac, auf Wiedersehen, Herr Dürr.“

Senator Dürr bestellte sich noch einen weiteren Cognac und besprach mit Herrn Freder die wichtigsten Formulierungen für das Gesprächsprotokoll. Darauf verabschiedete er sich und betrat erneut die Brandenburghalle. Von einer der drei Telefonzellen neben der Lobby wählte Dürr direkt das Büro des Baukonzernchefs Schreiner an und wurde sofort durchgestellt. „Herr Schreiner, ich rufe Sie direkt vom Abgeordnetenhaus an. Ja, es hat das Chefgespräch mit Senator Dr. Funk gegeben - er war zunächst erstaunlich wenig kooperativ, wenn man bedenkt, dass Sie doch seine und nicht meine Partei finanziell unterstützt haben. Aber mit der mir eigenen Überzeugungskraft - nun, seine Verwaltung hat bei meinem Hause noch was offen, Sie verstehen, ist es mir gelungen, seine Meinung zu ändern. Er stimmt der Planungsänderung zu - Sie können wohl im Bezirk Ihren Bauantrag stellen und die Kommanditisten für ein hübsches, neues Abschreibungsobjekt erwärmen! .. Oh, eine Einladung zum Essen mit meiner Frau ins „Steigenberger“, nun, unsere Büros sollten einen geeigneten Termin ausmachen, ich habe leider viele Abendverpflichtungen, meine Partei, Sie wissen schon. Ja, auf Wiedersehen!“

5. Einflugschneise

Erschöpft, aber zufrieden stieg Manfred Keiser von seinem Rennrad, er hatte den Wettkampf mit seinen Parteifreunden für sich entscheiden können und war tatsächlich schneller mit dem Rad vom „Kiefernhaag“ durch den späten Berufsverkehr bis zur Gaststätte „Zur Einflugschneise“ am Tempelhofer Flughafen gelangt, als die anderen mit zwei Autos. Lächelnd Schloss er das federleichte Rad mit einem starren MotorradSchloss an eine Laterne, nahm den Sturzhelm ab und betrat das Lokal, während die anderen um den halben Block fuhren und nach einem halbwegs legalen Parkplatz Ausschau hielten.

Manfred trug einen dünnen Goldring im rechten Ohr, war mit einer schwarzen Lederjacke und Lederhosen bekleidet und machte im übrigen aus seinem kämpferischen Schwulsein nicht den geringsten Hehl. Wurde er dazu allerdings nach seinem Geschmack „komisch“ befragt, holte er aus der Brusttasche die stets griffbereite Kopie der skurrilen Bescheinigung eines Bundeswehrarztes, die ihm nach einer eingehenden Untersuchung attestierte, nicht homosexuell veranlagt und deshalb voll wehrdiensttauglich zu sein. „Ich bin wahrscheinlich der einzige Schwule in Deutschland, dem amtlicherseits die Heterosexualität bescheinigt wurde, obwohl ich bei der Musterung angedroht habe, ganz viele junge Rekruten zu vernaschen. Später sind ihnen wohl doch Bedenken gekommen, was passiert, wenn der wackere Stabsarzt sich doch geirrt haben könnte und man hat mich einfach bei der Einberufung vergessen!“

Manfred war Pressesprecher der „Demokratischen Liberalen“, einer linksliberalen Minipartei, die sich 1982 aus ehemaligen Rechtsliberalen-Mitgliedern nach deren letzter Wende gebildet hatte. Er war hier in Tempelhof bei der Ortsbesichtigung in Lichtenrade und der anschließenden Sitzung der insgesamt acht Parteifreunde unter Joachim Frosts Vorsitz dabei, die nun nacheinander in die Kneipe kamen und begleitet von Manfreds Siegerlächeln ins Hinterzimmer schlenderten: Neben Joachim noch seine Frau Heike, die kräftig gebaute Lehrerin, Anja und Ludwig, das Jurastudentenpaar, das mit drei Medizinerinnen in einer Neutempelhofer WG residierte und Vincent, der

Computerspezialist, der mit einem angesehenen Rechtsanwalt, bei den Rechtsliberalen geblieben, eine äußerst geschmackvoll eingerichtete Altbauwohnung teilte. Beide stritten sich ständig über den wahren Weg zum Liberalismus, engagierten sich aber einträchtig in Fragen der Antidiskriminierung von Homosexuellen. Helga, mit knapp 20 Jahren die Jüngste im Kreis und von Beruf Cutterin sowie Rosa, ihre Freundin und ebenfalls „beim Film“ als Synchronisatorin, sorgten für die in Politzirkeln leider meist unübliche Ausgeglichenheit der Geschlechter, nicht ganz, denn Benny, gelernter Tischler und auf dem (Studien-)Weg zum Innenarchitekten, ließ mit seinen breiten Schultern und Riesenhänden unübersehbar die männliche Seite dominieren.

Bewusst formlos und sich auch damit von den „Rechtsliberalen“ unterscheidend, eröffnete Joachim nach der Getränkebestellung die Sitzung und schilderte seine Beobachtungen am Abrisstag und die Hintergrundanalyse aus Christian Wolters Stadtteilzeitung. Die beiden Jurastudenten plädierten für streng legale Aktionen so vehement, dass sich einige „Alt-68ziger“, Joachim nicht ausgenommen, vielsagend grinsend anblickten. Auf der anderen Seite wollten Vincent und Benny „spontane Aktionen“, natürlich sorgfältig geplant, wie sie es nannten, nicht von Anfang an ausschließen, brachten aber gegen eine aufklärerische Flugblattaktion, Unterschriftensammlung und „Pressekampagne“ (hier benötigen wir Manfreds Unterstützung) keine Einwände, so dass dies, nachdem alle ihre Empörung und Betroffenheit zum Ausdruck gebracht hatten, einmütig beschlossen wurde. Außerdem sollte für den einzigen Abgeordneten der Partei, einem Überläufer von den Grünen, eine parlamentarische Anfrage als Entwurf vorformuliert und schließlich das Flugblatt entworfen werden:

DL- DEMOKRATISCHE LIBERALE

Schon 200 Bäume in Lichtenrade gefällt - folgen weitere?

*Die **Demokratischen Liberalen - Tempelhof** haben anlässlich einer Ortsbesichtigung feststellen müssen, dass auf dem Gelände des ehemaligen Sanatoriums „Kiefernhaag“, Kirchhainer Damm, bereits 200 große Bäume (Kiefern, Birken, Akazien etc.) für eine Bebauung von 260 Wohnungen gefällt wurden.*

Vermutlich die gleiche Zahl auf dem Gelände direkt an der Mauer am DDR-Übergang für Müllfahrzeuge ist bereits für die Kreissäge markiert.

Um eventuell das weitere Baumfällen zu verhindern und diesen umweltpolitischen Skandal erster Güte in die Öffentlichkeit zu bringen, hat der Tempelhofer DL-Bezirksvorsitzende Joachim Frost den DL-Abgeordneten Wolfgang Arendsen um eine parlamentarische Initiative in Form einer Kleinen Anfrage gebeten.

J. Frost hält die Duldung einer derartigen Holzaktion am Rande der Stadt angesichts der Bemühungen der Bürgerinitiative Lichtenrade - Ost e.V., dort, nur zwei Kilometer vom „Kiefernhaag“ entfernt, mühsam mit Baumpflanzungen einen Volkspark zu errichten, für einen glatten Hohn der Behörden, die doch offensichtlich Baugenehmigungen erteilt haben.

Alter Baumbestand, Tümpel und ein Paradies für die Kleintierwelt werden von Sägekolonnen und Bulldozern zerstört, als wenn gesunde Umwelt noch jederzeit wiederherstellbar wäre. Warum baut man die Wohnungen nicht auf den von Trümmern geräumten, verkehrsgünstigen Freiflächen der Innenstadt?

Wieder einmal scheint das Profitinteresse vor Umweltschutz zu gehen!

Die Lichtenrader Bürger werden zum Protest aufgerufen!

Die Demokratischen Liberalen Tempelhof gaben diesen Text an alle Berliner Tageszeitungen und an die Tempelhofer Bezirksblätter.

Nachdem die Sitzung unmerklich in ein gemütliches Beisammensein überwechselte war und weitere Getränke bestellt und konsumiert worden waren, löste sich kurz vor elf Uhr die Runde auf. Heike und Joachim boten den Jurastudenten an, sie mit dem Wagen nach Hause zu bringen. Während der Fahrt lenkten Anja und Ludwig das Gespräch noch einmal auf die beschlossene strikte Legalität aller Aktionen, weil nur der geringste Hauch von Ungesetzlichkeit den moralischen Anspruch beeinträchtigen und die Akzeptanz in der Bevölkerung zerstören könnte. Joachim wandte ein, dass diese Bevölkerung erst einmal für die eigenen Probleme zu interessieren sei - eine schwierige Aufgabe an einem Ort, dessen unmittelbar von den Maßnahmen betroffene Bürger bereits mit Krankenwagen entfernt wurden. Die anderen Anwohner dagegen wohnten recht weit davon weg und hatten nie Zugang zu dem Privatgelände, wüssten demzufolge auch wenig von dem verborgenen Naturparadies und die am nachhaltigsten Betroffenen, die Tiere und Pflanzen, könnten wohl durch Flugblattaktionen kaum angesprochen werden.

Trotz der erkennbaren Differenzen verabschiedete man sich herzlich und Joachim kicherte zu Heike: „Ich weiß gar nicht, wer von uns wirklich älter ist - die lieben, braven Jurastudenten oder wir. Meine politische Erfahrung sagt mir jedenfalls, dass wir mit den heute beschlossenen Unternehmungen wohl wenig Erfolg haben werden. Mich überkommt die kalte Wut über unsere Ohnmacht, ich glaube, ich fahr' da morgen noch mal raus!“ Heike zuckte zusammen: „Mach' bloß keinen Scheiß, das ist die Sache doch nicht wert, zumindest wenn sie Dich erwischen, Dich mit Deinem Talent.“ „Wat denn, wat denn! Als ASTA-Vorsitzender an der PH 1969 ging's auch ganz schön zur Sache und jetzt bin ich Beamter auf Lebenszeit!“

„Na, ob man darauf auch noch stolz sein kann, wage ich zu bezweifeln, damals hast Du nur Schwein gehabt, dass der Verfassungsschutz erst ein, zwei Jahre später an den Hochschulen so richtig gründlich deutsch gearbeitet hat, sonst wär'ste jetzt Taxifahrer!“

„Ist doch auch kein schlechter Job, musste dich nur mit Besoffenen rumärgern, statt mit stocknüch- ternen, unflexiblen Bürokraten“, brummelte Achim und lenkte den Kombi vor die Garage.

Am nächsten Nachmittag hielt Joachim auf dem Nachhauseweg vor einem Farbengeschäft und erstand eine Farbspraydose, rot, ohne Treibgas.

Nach Einbruch der Dunkelheit fuhr Achim, Heike war bei der Volkshochschule, mit dem Fahrrad (das Kennzeichen seines Wagens hätte ihn verraten können!) zum „Kiefernhaag“, schaute sich gründlich nach allen Seiten um und verzierte Schreiners Bauankündigungsschild sowie den Lageplan mit folgender Aufschrift: „Baulöwen gegen die Natur!“

Der Fahrraddynamo surrte laut auf dem Heimweg und Joachim fühlte sich beschwingt und zufrieden, obwohl seine Aktion, das sah er ganz klar, ziemlich kindisch und absolut nutzlos war. Endlich ist mal was passiert, vielleicht bewirkt es bei einigen wenigstens ein kleines schlechtes Gewissen, dachte er und warf die Spraydose, noch recht voll, in einen Papierkorb.

6. Otto Fürst von Bismarck über seinen Nachfolger

„Ich kann nicht leugnen, dass mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers einen Stoß erlitten hat, seit ich erfahren habe, dass er die uralten Bäume vor der Gartenseite seiner, früher meiner, Wohnung hat abhauen lassen, welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerierende, also unersetzbare Zierde der amtlichen Reichsgrundstücke in der Residenz bildeten. Kaiser Wilhelm I., der in dem Reichskanzlergarten glückliche Jugendtage verlebt hatte, wird im Grabe keine Ruhe haben, wenn er weiß, dass sein früherer Gardeoffizier alte Lieblingsbäume, die ihres Gleichen in Berlin und der Umgebung nicht hatten, hat niederhauen lassen, um poco piu di luce zu gewinnen... Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheit eher nachsehen als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume, denen gegenüber er das Recht des Nießbrauchs eines Staatsgrundstücks durch Deterioration desselben mißbraucht hat.“